



Gutachten für die Master-Arbeit von Herrn Paul Herden

Eine Abschlussarbeit besitzt ihrem Charakter nach etwas Resultatives: In ihr mündet die akademische Ausbildung ihres Verfassers bzw. ihrer Verfasserin. Das heißt auch: In ihr spiegelt sich, welches *Wissen* und welche *Kompetenzen* der Verfasser bzw. die Verfasserin im Studium erworben hat. Was ein Studierender der Philosophie am Ende des Studiums *wissen* sollte, ist sicherlich eine kontroverse Frage, die kaum beantwortet werden kann (oder sollte). Über welche *Kompetenzen* er oder sie am Ende des Studiums verfügen sollte, kann aber durchaus benannt werden.

Er oder sie sollte a) recherchieren und b) richtig zitieren können, c) formale Vorgaben berücksichtigen können. Er oder sie sollte in der Lage sein, d) eine eigenständige These zu formulieren und e) auf sprachlich angemessene, d.h. präzise und intersubjektiv nachvollziehbare Weise und f) unter Bezugnahme der dafür einschlägigen Forschungsliteratur diskutieren können, wobei g) philosophische Begriffe und begriffliche Unterscheidungen vor ihrem philosophiehistorischen Hintergrund angemessen verwendet und ggf. zum Zweck der Argumentation weiterentwickelt werden sollten. Sicherlich ließen sich noch weitere Kompetenzen aufzählen, doch die genannten Aspekte scheinen mir ausreichend zu sein, um das folgende Gutachten zur Masterarbeit von Herrn Paul Herden strukturieren und mein Vorschlag für ihre Benotung mit der Note 2 (gut) transparent machen zu können.

Was ist die **These**, die in der Masterarbeit auf konsistente und intersubjektiv Weise und unter Einbezug der Forschungsliteratur diskutiert wird? Durch die (im Übrigen nicht relevante) Verquickung der vorliegenden Masterarbeit mit einer im Anschluss anvisierten Doktorarbeit, wird die zentrale These nicht in aller Klarheit und Eindeutigkeit zu Beginn der Arbeit präsentiert. Stattdessen erfährt man in der Einleitung (9-17) zunächst viel über das zukünftige Vorhaben, das Phänomen der *Verpassungsangst* einer „philosophischen Gesellschaftskritik“ (11) zu unterziehen, bevor das „Programm“ (15) der „hier vorgelegte[n] Masterthese und Vorstudie zur Dissertation“ (15) bekannt gegeben wird – leider ohne explizite Benennung der dabei im Zentrum stehenden Forschungsthese. Müsste ich die Frage beantworten, welche These im Mittelpunkt der Argumentation der Arbeit steht, würde ich mich für die folgende, häufiger im Text benannte These entscheiden: **Marx und Hegel sind Theoretiker authentischer Selbstverwirklichung.**

Um diese These zu begründen, liefert der Verf. im **ersten Teil** seiner Arbeit eine Diskussion des Begriffs der Selbstverwirklichung, um im **zweiten Teil** auf Hegel und Marx einzugehen, mit der festen Absicht, beide als Theoretiker authentischer Selbstverwirklichung *zu entziffern* – zu entziffern, weil beide eigentlich gar nicht von Selbstverwirklichung sprechen, sondern den Begriff der Arbeit benutzen. Die Behauptung, dass Hegel und Marx *eigentlich* Selbstverwirklichung meinen, wenn sie von Arbeit sprechen (vgl. z.B. 104), ist somit von zentraler Bedeutung für das überge-

ordnete Argumentationsziel. Dem naheliegenden Einwand, warum die Autoren der „Wissenschaft der Logik“ bzw. des „Kapitals“ nicht von Selbstverwirklichung sprechen, wenn sie Selbstverwirklichung meinen, begegnet Herr Herden im Anschluss an Andreas Arndt mit der Behauptung, dass Hegel ein „Metapherfehler“ (59) unterläuft: Hegel bemerkt (angeblich) nicht, dass er das Wort *Arbeit* äquivok verwendet, nämlich um sowohl „das Tun als Mittel zum Zweck“ zu bezeichnen als auch das „Tun als Selbstzweck“ (57).

Mag diese Ambivalenz gegeben sein oder nicht, unklar bleibt, wie sich daraus unmittelbar ableiten lässt, dass Hegel eigentlich Selbstverwirklichung meint, wenn er von Arbeit spricht (und wie und wieso Marx ihm darin folgt). Meines Erachtens beachtet der Verfasser zu wenig, dass Hegel und Marx *holistische Denker* des Sozialen sind. Sowohl für Hegel wie für Marx besteht die Gesellschaft nicht aus lauter einzelnen Individuum, sondern ist „Individualität“ überhaupt nur als Resultat von spezifischen Strukturen des Sozialen denkbar, weswegen sie sich nicht für Selbstverwirklichung als Problem des Individuums interessieren, sondern vielmehr für die gesellschaftlichen Bedingungen, die individuelle Selbstverwirklichung ermöglichen, formen oder verhindern. Diese hegel-marxistische Frage nach den gesellschaftlichen Ermöglichungsbedingungen von individueller *Freiheit* und Selbstentfaltung wird innerhalb der Sozialphilosophie in den letzten Jahren intensiv unter dem Begriff der *sozialen Freiheit* diskutiert (u.a. von Axel Honneth: *Das Recht der Freiheit*); eine Forschungslinie, die der Verfasser leider übersieht. Ansonsten wäre sicherlich auch seine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Arbeitsteilung (vgl. 104ff) anders ausgefallen. Statt hier blind auf *Uri Zilbersheids* Urteil zu vertrauen, „dass der junge Marx zwar kritisch über die Arbeitsteilung sinniert, in betagteren Jahren jedoch nur noch vage drauf eingeht“ (109), wäre der Verfasser vermutlich zu der Erkenntnis gekommen, dass der Begriff der Arbeitsteilung unmittelbar mit dem Problem der sozialen Freiheit, sprich den materiellen Bedingungen von wechselseitiger Selbstverwirklichung zusammenhängt. Wenn Herr Herden schreibt, dass er unter Selbstverwirklichung letztlich nichts anderes als die Idee versteht, dass die „objektiven Bedingungen es erlauben, [dass, BR] alle Menschen überall und zu jeder Zeit frei darüber entscheiden dürften, welcher Tätigkeit sie wann, wo, wie und mit wem nachgehen, ohne um ihre Existenz bangen zu müssen“ (109), dann müsste damit das Problem der Arbeitsteilung eigentlich in den Fokus seiner Aufmerksamkeit rücken bzw. die Frage danach, wie gesellschaftliche Arbeitsteilung beschaffen sein müsste, wenn sie eine gesellschaftliche Reproduktion ermöglichen soll, die allen Beteiligten zugleich ihre jeweilige Selbstverwirklichung ermöglicht. Der Verf. vergibt hier m.E. die Chance, die Frage der individuellen Selbstverwirklichung mit dem Problem der Arbeit bzw. der gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf eine Weise zu verknüpfen, die sehr gut zu den holistischen, gesellschaftstheoretischen Theorieansätzen von Hegel und Marx passt. Verantwortlich für dieses „Verpassen“ scheint vor allem die zu starke Fokussierung auf den Begriff und das Phänomen der Lohn- bzw. der Erwerbsarbeit zu sein, sprich der Arbeit des „vereinzelt Einzelnen“. Eine ausführliche Diskussion des Grundbegriffs Arbeit hätte vermutlich eine solche Engführung bzw. falsche Gleichsetzung (Arbeit = Erwerbsarbeit) verhindert. Damit sind wir auf eine (**erste**) **Schwäche** der Arbeit gestoßen: Sie diskutiert nicht oder nur in unzureichendem Maße die Grundbegriffe ihrer Argumentation. In den anfänglichen, nicht besonders pointierten Rekonstruktion von Reckwitz und Rosa wird zwar auf das Verhältnis von Selbstverwirklichung und Moderne eingegangen, aber es wird nicht thematisiert, wie der strukturell *individualistische* Begriff „Selbstverwirklichung“ zur holistischen Perspektive von Hegel bzw. Marx passt. Dies hätte aber unbedingt passieren müssen, wenn dem Lesenden glaubhaft gemacht werden soll, dass Hegel und Marx *eigentlich* Theoretiker der Selbstverwirklichung sind. Eine mögliche Hilfestellung hierzu hätte **Theunissen** geben können, der sich in seinem Buch „Selbstverwirklichung und Allgemeinheit“ (1982) damit beschäftigt, wie sich hegelianisch an den Begriff der Selbstverwirklichung anknüpfen lässt und hierfür den hegelischen Begriff der Allgemeinheit nutzt (vgl. Theunissen 1982, 18). Dass der Verf. diese Literatur nicht aufgreift und nutzt, obwohl sie bei Google Scholar weit vor dem Buch des von Verfassers vielfach zitierten **Schlette** rangiert, überrascht.

Was für den Grundbegriff Selbstverwirklichung gilt, gilt auch für den Begriff der **Selbsterhaltung**, den der Verf. zum *Gegenbegriff* zu Selbstverwirklichung erklärt (vgl. 15). Selbsterhaltung steht für „entfremdete oder naturnotwendige, aber beim gegenwärtigen Stand der Produktivkräfte potenziell aufhebbare Arbeit“ (15) und somit für das, was Selbstverwirklichung (im Sinne des Verf.) entweder verhindert oder den Anschein von Selbstverwirklichung annimmt (vgl. 11).¹ Ein Blick ins *Philosophisch Historische Wörterbuch der Philosophie* hätte genügt, um diese simple Gleichsetzung von Selbsterhaltung und (notwendige) Arbeit auszuhebeln und den Verf. vielleicht dazu bewogen, den Begriff der Selbstverwirklichung nicht einseitig anhand seines vermeintlichen Gegenbegriffs – Selbsterhaltung bzw. Arbeit – zu profilieren. Was für den Begriff der Selbsterhaltung gilt, trifft auch auf den angeblich mit ihm deckungsgleichen Begriff der **Arbeit** zu: Auch hier hätte man sich, wie oben schon angedeutet wurde, eine grundlegende und gründliche Auseinandersetzung mit dem Begriff gewünscht, angeleitet durch eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Sekundärliteratur (s. weiter unten).

Insgesamt basiert die Argumentation auf einer vergleichsweise holzschnittartigen Gebrauchsweise von Begriffen und Begriffsmustern, die zwar nicht falsch, aber zu wenig differenziert ist. Zu viele Implikationsverhältnisse werden nicht explizit gemacht; zu viele Unterscheidungsmöglichkeiten nicht aufgegriffen (wie beispielsweise die Unterscheidung zwischen Arbeit und Tätig-Sein, zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit, zwischen experimenteller und teleologischer Selbstverwirklichung). Mitverantwortlich für dieses Desiderat ist – und damit ist eine **zweite Schwäche** der Arbeit genannt –, die sehr selektive Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur. Dies gilt sowohl für den soziologischen als auch für den philosophischen Bezugsrahmen.

Wenn von Arbeit, Arbeitsgesellschaft und vom Verhältnis zwischen Arbeit und Selbstverwirklichung die Rede ist, dann darf man als informierter Leser erwarten, dass nicht nur „Zeitdiagnostiker“ wie Reckwitz, Rosa oder Han zu Wort kommen, sondern auch soziologische Standardliteratur rezipiert wird wie z.B. Daniel Bells Buch über die „Cultural Contradictions of Capitalism“, Voß und Pongratz Theorie über den „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß und Pongratz 1998) oder die einflussreiche Studie „Der neue Geist des Kapitalismus“ von Luc Boltanski und Eve Chiapello. Gerade letzteres Buch hätte unbedingt rezipiert werden müssen in einer wissenschaftlichen Arbeit, welche die These vertritt, dass Marx ein Verfechter authentischer Selbstverwirklichung ist (vgl. 42), insofern Boltanski und Chiapello dieses Kritikmuster als *Künstlerkritik* bezeichnen, um es der (marxistischen) *Sozialkritik* entgegenzusetzen.

Auch die philosophischen Forschungszusammenhänge bleiben unterbelichtet. Weder auf den sozialphilosophischen Diskurs zur sozialen Freiheit, auf den oben bereits hingewiesen wurde, noch auf die philosophische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Arbeit – wie sie sich u.a. in den neueren Sammelbänden zum Thema zeigt („Texte zur Theorie der Arbeit“, Reclam 2015 oder „Philosophie der Arbeit“ Suhrkamp 2017) –, wird ausreichend eingegangen. Auch die zu Marx und Hegel vorliegende Forschungsliteratur wird nur sehr selektiv rezipiert. Grundlegende Literatur zu in der Arbeit berührten Fragestellungen, wie zum Beispiel das Buch von Lange (vgl. Lange „Das Prinzip Arbeit“) oder von Theunissen, wird nicht zur Kenntnis genommen.

Die **dritte Schwäche** der Arbeit besteht darin, dass sie kein **methodologisches Bewusstsein** besitzt. Zwar behauptet der Verf. an entscheidender Stelle, dass man „sowohl Metaphysik betreiben als auch den rostigen HistoMat wieder in Betrieb nehmen muss“ (40), um „über diese Begriffe“ wie Selbstverwirklichung und Selbsterhaltung „nachdenken“ (40) zu können. Was mit dieser methodologischen Aussage gemeint ist, bleibt allerdings unklar. Intuitiv scheint solch eine methodische Verknüpfung unmöglich zu sein, insofern damit sich wechselseitig ausschließende Perspektiven benannt sind: Entweder man bezieht einen *idealistisch-platonischen Bezugspunkt*

¹ Dass mit dem „oder“ zwei systematisch verschiedene Optionen bezeichnet sind, die in völlig verschiedene Richtungen weisen (Blockade vs. Schein), scheint dem Verf. nicht bewusst zu sein, sonst würde er nicht von „bzw.“ sprechen.

und behauptet, dass ein Begriff oder eine Idee einen ewigen, nicht historischen Gehalt besitzt, der sich in der Zeit mehr oder weniger verwirklicht *oder* man bezieht einen historisch-materialistischen Standpunkt und behauptet, dass Begriffe und Ideen nur der Widerschein bestimmter materieller Bedingungen sind, die sich entsprechend im Laufe der Zeit wandeln. Was diese Alternative mit Blick auf den Begriff der Selbstverwirklichung bedeutet, scheint klar: *Entweder* man behauptet, dass Selbstverwirklichung ein anthropologisches Merkmal des Menschen ist *oder* dass Begriff und Idee der Selbstverwirklichung das Resultat einer spezifischen Gesellschaftsformation sind (in diesem Fall der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft). Es ist offensichtlich, dass Marx (und Marxisten) letztere Position vertreten würden. Der Verf. betont im Laufe seiner Arbeit hingegen immer wieder, dass der Traum von der authentischen Selbstverwirklichung so alt ist wie die Menschheit selbst (vgl. u.a. 17). Wie sich solch eine platonisch-idealistische, „metaphysische“ Aussage mit der historisch-materialistischen Perspektive des „rostigen HistoMat“ verträgt, bleibt letzten Endes ungeklärt – ebenso wie die Frage, welchen Begriff von „Begriff“ der Autor eigentlich hat und was mit der Differenz zwischen Begriff und Wort gemeint ist, die er an manchen Stellen ins Spiel bringt, ohne sie zu erläutern.

Die **vierte Schwäche** der Arbeit besteht in formaler Hinsicht: Auch wenn sich die formalen Vorgaben je nach Universitäten unterscheiden, so gibt es doch einige Sachen, die für alle wissenschaftliche Texte gelten: Ein wissenschaftlicher Text unterscheidet sich von anderen Gattungen dadurch, dass er beispielsweise über einen Fußnotenapparat verfügt. Fußnoten dienen dazu, eine Mehrstimmigkeit des Textes zu erzeugen, wesentliche Gedankengänge von unwesentlichen oder weiterführenden Gedanken zu trennen. Dank der Auslagerung von Gedanken in den Fußnotenapparat, wird die Stringenz und Konsistenz des Haupttextes gesteigert und dokumentiert, dass der Schreibende in der Lage ist, zwischen notwendigen, zentralen Gedanken und nicht-notwendigen oder weiterführenden Gedanken zu unterscheiden. Der Verf. der vorliegenden Masterarbeit macht so gut wie keinen Gebrauch von Fußnoten. So wird der Text nicht nur überflüssig lang, sondern gleitet auch ins Essayistische ab. Eine Tendenz, die durch die Defizite im Sprachgebrauch (s. unten) weiter verstärkt wird. Neben dieser formalen Schwäche, die im Grunde eine Schwäche der Argumentation ist, gibt es noch weitere formale Kritikpunkte: Längere Zitate werden zum Teil nicht als Blockzitate gebracht; die Blockzitate, die gebracht werden, sind teilweise zu lang; teilweise kombiniert der Verf. in den Blockzitate mehrere Zitate, teilweise macht er *seine* Hervorhebungen kenntlich, teilweise nicht, teilweise ergänzt er Zitate durch eigene Anmerkungen, teilweise schreibt er zu Literaturangaben dazu, aus welchem Buch das Zitat stammt usw. Dies alles steht einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit nicht gut zu Gesicht und lässt die Frage aufkommen, ob der Verf. sich an die formalen Vorgaben und Standards der *wissenschaftlichen* Textproduktion nicht halten kann oder nicht halten will.

Eine **fünfte Schwäche** besteht in sprachlicher Hinsicht: Anders als in einem Gedicht (und selbst dort nicht) geht es in einem wissenschaftlichen Text nicht um subjektiven Ausdruck, sondern um die intersubjektiv nachvollziehbare Darstellung von Gedachtem. Es handelt sich mithin nicht um einen Monolog, sondern um ein Dialogangebot an eine*n Leser*in mit der freundlichen Bitte, die zum Ausdruck gebrachten Gedanken nachzuvollziehen und zu prüfen. In diesem Sinne wird ein guter wissenschaftlicher Text mit den Augen und Ohren des Lesers/der Leserin geschrieben. Diese Reflexions- oder Vermittlungsleistung vermisst man in der vorliegenden Arbeit. Immer wieder führt der Verf. Begriffe ein, ohne ihre Bedeutung oder Gebrauchsweise zu klären; immer wieder vergreift er sich im sprachlichen Register (beispielsweise bei dem Kalauer, dass sich ein rosa Faden durch Rosas Werk zieht). Darüber hinaus hat der Verfasser eine Schwäche für den Gebrauch von veralteten Ausdrücken (wie z.B. „behufs“, „zuvörderst“ oder „Salopperie“) und nicht existierende Wörtern (wie „fürderhin“). Zudem neigt er zum überflüssigen bis zum falschen Gebrauch von Fremdwörtern, wie z.B. dass es sich „mit Schlette ostentativ zusammenfassen“ (29) lässt oder dass Hegel „die intellektuelle Erkenntnis in Gestalt wissenschaftlicher und politischer Bildung für seine Selbstverwirklichung avisiert“ (43).

Überblickt man alle diese Schwächen, muss man konstatieren, dass die Arbeit in den verschiedenen, eingangs beschriebenen Kompetenzfeldern hinter dem zurückbleibt, was man von einem Absolventen des Philosophiestudiums berechtigterweise erwarten kann. Manche dieser Defizite lassen sich – wohlwollend betrachten – mit den corona-bedingten Umständen erklären, unter denen die Arbeit entstanden ist: Geschlossene Bibliotheken machen es zuweilen nicht leicht, wissenschaftlich redlich zu arbeiten. Der fehlende Austausch mit Kommilitonen begünstigt monologisches Schreiben usw. Wenn man dies zu Gunsten des Verfassers berücksichtigt, kann die Arbeit trotz der dargestellten Schwächen insgesamt noch als **gut (Note: 2)** bewertet werden.

Vor dem Hintergrund der hier skizzierten Kritik möchte ich für die mündliche Aussprache die folgenden Fragen vorschlagen:

- 1) Welches methodisches Verständnis von Philosophie und Philosophieren liegt der Arbeit zu Grunde?
- 2) Was genau bedeutet „authentische Selbstverwirklichung“? Gibt es auch nicht-authentische Selbstverwirklichung?
- 3) Wenn Arbeit in der modernen, kapitalistischen Gesellschaft immer *Arbeiten für Andere* bedeutet, inwiefern kann dann Arbeit mit *Selbsterhaltung* (im Sinne des Autors) gleichgesetzt werden?
- 4) Was passiert mit der Arbeit nach der „Überwindung der Arbeit“ (78) bzw. nach der „totalen[n] Überwindung der Arbeit(sgesellschaft)“ (59)?

16.09.2021



Dr. Bastian Ronge

Datum/Unterschrift